Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **7. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 8.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **21. Februar 1903** **Bremen.**

Inhalt: Antiker Volksglaube im Neuen Testament. Von W. Nestle. — Die theologische Wissenschaft und die Kirche. Von O. Friese. — Beten und moderner Mensch sein. Von Wohlfahrt. — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Liselotte. Von G. Dreydorff.

Antiker Volksglaube im Neuen Testament.

Das Christentum ist aus dem Judentum hervorgegangen und darum liegt es selbstverständlich am nächsten, für die religiösen Gedanken und Vorstellungen, die seinen Inhalt ausmachen, die Anknüpfungspunkte im Judentum zu suchen, und oft genug weisen uns die Verfasser der neutestamentlichen Schriften selbst in dem guten Glauben, daß die Erscheinung Jesu die Erfüllung der alttestamentlichen Messiasverheißungen gewesen sei, nach dieser Richtung und zeigen damit den Weg zur Lösung einer Reihe religionsgeschichtlicher Fragen innerhalb des Christentums. Auch kann nicht geleugnet werden, daß Jesus selbst jedenfalls in keine unmittelbare Berührung mit der hellenistischen Welt kam, und daß das Denken, Fühlen und Hoffen des frommen Israeliten im wesentlichen auch die Grundlage seines Geisteslebens bildete. Indessen, auch ohne einer mehr überraschenden als geschichtlich wohl begründeten Hypothese zuzustimmen, welche für die Abstammung Jesu der Rasse (nicht der Religion) nach, wenigstens die Möglichkeit arischer Herkunft nachweisen möchte und bei der entschieden der Wunsch der Vater des Gedankens war, mag doch daran erinnert werden, daß seine Heimat Galiläa gegenüber dem eigentlichen Judäa schon seit alter Zeit (vgl. Jes. 8, 23) eine gewisse Sonderstellung einnahm und von einer sehr gemischten Bevölkerung bewohnt war, was sich bekanntlich auch im Dialekt bemerkbar machte (Matth. 26, 73*). In mittelbare Berührung kam aber Jesus, wenn auch unbewußt und in wenig tiefgehender Weise, mit griechischem Geistesleben insofern, als das nachexilische Judentum, innerhalb dessen er aufwuchs, besonders seit der Zeit Alexanders des Großen, ziemlich stark von griechischem Glauben und Aberglauben, wie auch von griechischer Philosophie, beeinflußt war, was aus späten Schriften des Alten Testaments wie „Prediger“ und „Weisheit“ längst erwiesen worden ist. Wie weit die Juden in dem ganz von der hellenistischen Bildung durchdrungenen Römischen Reich verbreitet waren, zeigt zur Genüge die Apostelgeschichte, nach deren Berichten Paulus auf seinen Missionsreisen in jeder bedeutenden griechischen Stadt auch eine Judengemeinde findet, zu der er in der Synagoge sprechen kann,*) und wenn selbst hier die Zustände nach der Zerstörung Jerusalems, welche die Zerstreuung der Juden noch steigerte, teilweise in frühere Jahrzehnte zurückgespiegelt sein sollten, so beweist doch die schon im 3. Jahrhundert v. Chr. unter Ptolemäus Philadelphus in Alexandrien unternommene Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische, die sogenannte Septuaginta, und die ebenfalls dort zur Zeit Jesu erblühte jüdisch hellenistische Philosophie eines Philo genug für die lebhaften Beziehungen zwischen Judentum und Hellenismus. Noch viel enger als das Judentum, das doch in den verschiedensten Verhältnissen und Zeiten bis auf den heutigen Tag seine Eigenart mit merkwürdiger Zähigkeit zu wahren gewußt hat, trat das Christentum mit der hellenisch-römischen Geisteswelt in Beziehung. Es war dies unumgänglich, wenn es Weltreligion werden und nicht eine jüdische Sekte bleiben wollte: ein Schicksal, vor dem es bewahrt zu haben das weltgeschichtliche Verdienst des Apostels Paulus ist, jenes merkwürdigen Mannes, der einerseits aus seiner pharisäischen Gedankenwelt nie ganz herausgekommen ist und unstreitig ein gut Teil Judentum in das Evangelium Jesu hineingetragen hat, und der andererseits doch frei und weitblickend genug war, um die Schranken des mosaischen Gesetzes zu sprengen und, wie den Juden ein Jude, so den Griechen ein Grieche zu sein. Nachdem einmal der große Schritt der Heidenmission gethan war, war damit das Evangelium auf einen ganz neuen Boden verpflanzt, und es konnte nicht ausbleiben, daß, wenn die Pflanze hier Wurzel schlug, sie in ihre Lebenssäfte auch Bestandteile des Erdreichs aufnahm, in dem sie von nun an heranwuchs. Die ganze Ausbildung des neutestamentlichen Kanons und des kirchlichen Dogmas hat sich unter griechischem Einfluß vollzogen. Wir hören nur von einem einzigen „Evangelium“, der angeblichen Urform des Matthäus, das in hebräischer Sprache geschrieben worden sei; alle übrigen neutestamentlichen Schriften sind in der damaligen griechischen Weltsprache, der sogenannten Koine, abgefaßt; ja einzelne von ihnen, wie der Hebräerbrief und das Evangelium sowie die Apostelgeschichte des Lukas, zeichnen sich sogar durch einen gewählteren Stil aus, indem sie wie eine verbreitete Richtung der damaligen Profanlitteratur, wenn auch nicht in dem Maße wie diese, eine Vorliebe für Formen und Ausdrücke des attischen Dialektes aufweisen. Es müßte nun wunderbar zugegangen sein, wenn es den Verkündigern und Darstellern der christlichen Gedankenwelt, die doch ursprünglich selbst alle einem andern Glauben, freilich meist dem jüdischen, angehörten und die sich an ein hellenistisches Publikum wandten, gelungen sein sollte, sich bei ihrer Thätigkeit rein auf die Entlehnung der sprachlichen

*) H. S. Chamberlain, die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. S. 211 ff.

*) Hierüber s. jetzt Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. S. 1 ff.

Form zu beschränken und sich inhaltlich ganz frei zu halten von den religiösen Vorstellungen der nichtchristlichen und nichtjüdischen Welt. Vielmehr legt der religiöse Synkretismus der römischen Kaiserzeit ohnedies die Annahme nahe, daß eine Menge religiöser Vorstellungen herüber und hinüber gedrungen sind, und eine genauere Untersuchung erhebt dies zur Gewißheit. Der Zweck der folgenden Ausführungen ist nun, nicht sowohl den Einfluß griechischer Philosophie und Religion auf Dogma und Kultus der christlichen Kirche nachzuweisen,*) sondern an einer (selbstverständlich nicht erschöpfenden) Reihe von Beispielen zu zeigen, wie antike, d. h. griechisch-römische, religiöse Vorstellungen, die dem Heidentum jener Zeit geläufig waren, auch von den christlichen Schriftstellern des Neuen Testaments einfach übernommen wurden. Wir werden dabei zu unterscheiden haben einmal gewisse Formen, innerhalb deren sich das religiöse Denken bewegt, und dann die Wirkung dieser Formen auf die Geschichtsdarstellung, d. h. auf die Legendenbildung. Bei beiden Vorstellungsgruppen wird es sich zeigen, daß sie in das Gebiet des Übernatürlichen, des Wunderbaren, gehören, und es wird sich dabei erweisen, wie verkehrt die Meinung ist, gerade das Wunderbare sei es, das die Göttlichkeit des Christentums dokumentiere. Im Gegenteil wird sich eben der Glaube an das Wunderbare als Gemeinbesitz des Christentums mit dem Heidentum, als ein zeitgeschichtlicher Einschlag in das Geweb des christlichen Evangeliums, herausstellen.**)

I. Dämonenglaube und Verwandtes.

Eine Vorstellung, die uns fast auf jeder Seite des Neuen Testaments entgegentritt, ist der Glaube an Dämonen. Gewöhnlich sind es böse oder „unreine" Geister, welche von den Menschen Besitz ergreifen, um ihnen zu schaden: nicht nur Krankheiten, welche den normalen Geisteszustand alterieren, wie Epilepsie, Tobsucht u. dgl., werden auf sie zurückgeführt, sondern auch sonstige Störungen des Organismus, insbesondere Stummheit und Taubheit. Die Heilung von diesen Krankheiten erfolgt, indem von einem Manne, dem Gott die Macht dazu verliehen hat, die Dämonen ausgetrieben werden, also durch Beschwörung. Dieser Glaube, daß eine Welt von Geistern die Menschen unsichtbar umschwebt, den gewöhnlichen Leuten nur in ihren Wirkungen empfindlich, dem Seher aber vertraut und zugänglich, der durch seinen „Spruch" sie beschwört und die Befleckten reinigt: das ist alter griechischer Volksglaube, den die wissenschaftliche Medizin der Hellenen schon in einer aus dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. stammenden und uns unter dem Namen des Hippokrates erhaltenen Schrift „Von der heiligen Krankheit" vergebens zu widerlegen suchte. „Diese Krankheit" (Epilepsie u. dgl.), sagt der Verfasser, „scheint mir um nichts göttlicher zu sein als die übrigen, sondern sie hat ihren Grund in der Natur, wie auch alle anderen Krankheiten." Dementsprechend muß auch natürlich gegen sie vorgegangen werden. Aber die Stimme dieses Arztes verhallte als die eines Predigers in der Wüste: in der Menge wenigstens lebte der alte Geisterglaube fort und der Exorzismus hat sich unter folgerichtiger Berufung auf das Neue Testament in der katholischen Kirche bis zum heutigen Tage gehalten.

Daß auch Blindheit auf die Einwirkung von Dämonen zurückgeführt wurde, sieht man aus Matth. 12, 22, wo Jesus einen „Dämonischen, der blind und stumm war", heilt. Auch die Art, wie die Evangelisten Jesus mehrfach die Blindenheilung vollziehen lassen, nämlich durch Übertragung des Speichels auf die Augen des Kranken (Mark. 8, 23; Joh. 9, 6), spricht dafür. Auf dieselbe Art heilte (nach Tac. Hist. 4, 81) der Kaiser Vespasian in Alexandria einen Blinden. Der Grund ist, daß nach antikem Glauben das Ausspeien apotropäische Wirkung hat, d. h. die bösen Geister verscheucht. — Freilich kann Blindheit auch noch einen andern Grund haben: sie gilt auch als Folge göttlicher Erscheinungen. Es ist alter Volksglaube bei den Griechen, daß man den Geisteranblick meiden muß: schon in der Odyssee (8, 350) muß Odysseus den Schleier

*) Dies hat E. Hatch gethan in seinem schönen Buch „Griechentum und Christentum". Deutsch von E. Preuschen. 1902.

**) Um die Abhandlung nicht mit Zitaten zu belasten, nenne ich hier als meine wichtigsten sekundären Quellen: Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen. I. Das Weihnachtsfest. 1889. — Derselbe, Beiläufige Bemerkungen im Rhein. Mus. für Philologie. N. F. 1900. S. 286 ff. — Wendland, Christentum und Hellenismus. 1902. — Derselbe, Jesus als Saturnalienkönig im Hermes. 1898. S. 175 ff. — E. Rohde, Psyche. 3. Aufl. 1903. — A. Dieterich, Nekyia. 1893. — Derselbe, Die Weisen aus dem Morgenlande in Zeitschr. f. d. neutest. Wiss. 1902. S. 1 ff.

Liselotte.

Eine deutsche Fürstentochter am französischen Hof.

In der Franckschen Verlagshandlung zu Stuttgart erschien kürzlich eine Sammlung von Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, *) die in mehr als einer Hinsicht das Interesse ihrer Landsleute verdienen. Zumal in der Gegenwart. So nahe legen sie es dem Leser, die reformierte Fürstentochter am französischen Hof mit der eben vielgenannten katholischen an einem deutschen Hof zu vergleichen.

Elisabeth Charlotte, meist „Liselotte" genannt, war die 1652 geborene Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Sie wurde von diesem, aus politischer Berechnung, kaum neunzehnjährig, mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder des „Sonnenkönigs" Ludwig XIV., vermählt; zwar ohne Neigung zu dem ihr unbekannten Manne, doch, um den Vater nicht zu kränken, ohne Murren und Widerstreben. Auch verschweigt sie in den ersten Jahren ihrer Ehe, aus Rücksicht auf die pfälzischen Verwandten, wie unsympathisch ihr der Herzog ist und wie sehr sie unter dessen und des ganzen Hofes Verderbtheit und Rücksichtslosigkeit gegen sie leidet. „Hätte mich," schreibt sie später, „mein Herr Vater so sehr geliebt, wie ich Ihro Gnaden, so hätten sie mich nicht in ein so gefährliches Land geschickt, wie dieses und wohin ich wider Willen, aus purem Gehorsam gegangen bin." Aus purem Gehorsam wird sie auch katholisch. Doch dies ist nur äußerlich, zum „Schein vor der Welt". Denn in Wahrheit bleibt sie der väterlichen Religion ebenso treu, wie unter allen Versuchungen zum Gegenteil, dem untreuen und lasterhaften Gatten. Nach ihrem eigenen Bekenntnis fiel ihr beides nicht schwer. Dem scharfen Verstand Liselottes waren die katholischen Dogmen und Zeremonien anstößig; die Skandalgeschichten, die von hochangesehenen Klerikern erzählt werden, reizen sie zum Zorn, zum Lachen, zu beißend satirischen Bemerkungen. Die Beichtväter sind gegen das unnatürlichste Laster nachsichtig. Aus gutem Grund, meint Liselotte; „denn wenn man es hätte bestrafen wollen, so hätte man bei den Priestern anfangen müssen." (88.) An die Kurfürstin Sophie von Hannover schreibt sie: „Wenn E. L. katholisch wären und in die Kirch gehen müßten, würden Sie es noch (?) langweiliger finden; denn es ist nicht nur ganz keine Veränderung drinnen, sondern man hört auch immer nichts als Vokale singen, aaaa, eeee, oooo, iiii — welches einen aus der Haut fahren macht. Nach der Meß' de minuit fressen — ist bei allen Katholischen der Brauch." . . . Auch „die Damen meinen, daß sie ohne Vollsaufen nicht lustig sein können". (121.) Für die gröbsten Verirrungen des Königs, findet dessen Schwägerin, wären die Pfaffen zu strafen; „denn was die sagten, das glaubte er". . . „Die alte Zott (Maintenon) und der jesuitische Beichtvater P. la Chaise haben den König überzeugt, daß alle Sünde, so Ihro Majestät mit der Montespan begangen, vergeben sein würde, wenn er die Reformierten plagte und verjagte, und daß das der Weg zum Himmel sei. Das hat der arme König geglaubt; denn er hat in seinem Leben kein Wort in der Bibel gelesen." (130.)

Liselotte aber kennt ihre Bibel und ist vor den Versuchungen des liederlichen Hofes nicht nur durch ihren ästhetischen und sittlichen Widerwillen gegen das Laster, sondern auch durch ihre positive Frömmigkeit geschützt. Ihr Prädestinationsglaube macht sie nicht schwach gegen sich, sondern nur nachsichtiger gegen die andern. Wie den König, so beurteilt sie auch ihren Gemahl, obschon er sich seit lange nichts „aus ihr macht", über-

*) Briefe über die Zustände am französischen Hofe unter Ludwig XIV. von Liselotte.

der Meergöttin Leukothea, nachdem er sich damit gerettet hat, „abgekehrt“ wieder ins Meer werfen; den Dichter Stesichoros beraubt eine Erscheinung der Dioskuren des Augenlichts; Epizelos von Athen hatte während der Schlacht bei Marathon die Erscheinung eines Heros und blieb von da an sein Leben lang blind (Herod. 6, 117). Der Heros Protesilaos erscheint im Chersonnes einem Gegner, der von Stund an das Augenlicht verliert (Philostr. Her. 1, 6). Wundern wir uns noch, wenn auch Paulus infolge seiner Vision bei Damaskus zeitweilig erblindet?

Aber nicht nur Menschen, auch Tiere sind der Einwirkung dämonischer Wesen zugänglich: jedermann kennt die Geschichte von den „unsauberen Geistern“ eines Besessenen im Gebiet der Gadarener, die Jesum bitten, in eine Schweineherde fahren zu dürfen, worauf sich diese in den See stürzt (Matth. 8, 28 ff.; Mark. 5, 1 ff.; Luk. 8, 26 ff.). Mag man nun die Erzählung im wirklichen oder im symbolischen Sinn fassen: auch als Gleichnis bezeugt sie den Glauben, daß Tiere von Dämonen besessen werden können. Auch dies ist griechischer Volksglaube: man schrieb den namentlich bei Schafen und Ziegen oft beobachteten plötzlichen Schrecken dem Pan oder seinem Verwandten Ephialtes (d. h. der Bespringer, Dämon des Alpdrucks) zu.*)

Was bisher vom Dämonenglauben angeführt wurde, betraf die Einwirkung übermenschlicher, göttlicher Wesen auf einzelne Menschen oder Tiere, immerhin in Ausnahmefällen. Es hängt aber überhaupt mit dem Glauben an selbständig, d. h. vom Körper losgelöst, existierende Geister zusammen, wenn wir fast in der ganzen alten Welt und so auch im Neuen Testament die Vorstellung von einem Personaldämon des einzelnen Individuums finden. Am bekanntesten ist dieser Glaube in der Form der römischen Vorstellung eines „Genius“, der als Schutzgeist den einzelnen durchs Leben begleitet und auch nach dem Tode fortdauert. Aber auch den Griechen ist dieser Glaube vertraut und besonders durch die stoische Philosophie ist er populär geworden: „jedem Menschen tritt gleich bei seiner Geburt ein ihn ins Leben einweisender Dämon zur Seite“, sagt der Lustspieldichter Menander, und der kaiserliche Denker M. Aurelius spricht von „dem Dämon, den Zeus einem jeden als Aufseher und Führer gegeben hat“. Dieser Spezialdämon des einzelnen kann sich von ihm loslösen und sich ihm persönlich gegenüberstellen, wie dem Brutus sein „böser Geist“ vor der Schlacht bei Philippi (Plut. Brut. 36). Diesen Glauben kennt auch die Apostelgeschichte, wenn sie (12, 15) erzählt, die versammelten Christen in Jerusalem hätten der Magd, die ihnen berichtete, der gefangene Petrus stehe vor dem Hause, geantwortet: „Es ist sein Engel“; und wenn Jesus selbst bei Matth. 18, 10 in Beziehung auf die vor ihm stehenden Kinder sagt, daß „ihre Engel“ im Himmel allezeit das Antlitz seines Vaters sehen, so beruht dies auf derselben Vorstellung. Daß der Personalgeist hier „Engel“ heißt, darf nicht befremden, denn die Gleichsetzung von Dämon und Engel vollzog sich bei Juden und Griechen schon frühe.

Ohne auf den Gespensterglauben, den das Neue Testament mit allen Zeiten und Völkern teilt (Matth. 14, 26; Mark. 6, 49; Luk. 24, 37), näher einzugehen, sei hier nur noch daran erinnert, daß der Glaube an Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sowohl in der griechischen Popularphilosophie des hellenistischen Zeitalters äußerst verbreitet war und sich mit der spätjüdischen Engellehre vielfach berührte: man rückte die Gottheit selbst in immer weitere Ferne hinaus und schob zwischen sie und die materielle Welt halbgöttliche Wesen ein, die die Wirkung jener auf diese vermitteln sollten: dahin gehören die „unvermögenden, armseligen Elementargeister“ (Luther: „Satzungen“), von denen Paulus (Gal. 4, 9) redet, dahin auch die viel variierte Vorstellung vom „Logos“, als dem Mittler zwischen Gott und Menschen, die wir im Prolog des Johannesevangeliums treffen, mag man sie nun aus griechischer Philosophie (Heraklit, Stoa, Philo) oder, wozu man jetzt mehr geneigt ist, aus „tieferen Regionen“, d. h. aus dem Kult des mit diesem Begriff identifizierten Gottes Hermes-Thot ableiten. —

Noch gedenke ich zweier eigentümlicher, sinnlich wahrnehmbarer Erscheinungsformen göttlichen Geistes: Der Taube und des Nimbus. Nach den Berichten der Evan-

*) W. H. Roscher, Ephialtes. Abh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. Philol. Hist. Kl. XX. 2. 1900. S. 71 A. 217; S. 80 A. 244.

---

aus milde; „hätte er ein wenig mehr Stärke gehabt und nicht so sehr auf die Favoriten gehört, wäre er der beste Herr von der Welt gewesen“ (235), und auch Madame de la Vallière ist in ihren Augen „keine leichtfertige Mätress'. . . . Sie hatte so viel Tugend an sich, als die Montespan Laster.“ Nur für die Maintenon hat Liselott' kein Wort der Entschuldigung. Die „Zott“, die „alte Vettel“, wie sie dieselbe durchweg nennt, ist ihr in tiefster Seele verhaßt, weil sie in ihr den bösen Genius des von den Weibern und Pfaffen geleiteten Hofes sieht. „Der König thut nichts, als was seine Zott will; haßt auch die, so er am meisten liebt, sobald sie will.“ . . . Auch die Verfolgung der Hugenotten und die Verwüstung der Pfalz ist an erster Stelle ihr Werk. Dazu kamen persönliche Motive. Der König war der einzige, der die von fast allen gehaßte deutsche Fürstentochter gelegentlich in Schutz nahm, ja sie vor andern auszeichnete und beschenkte; und das machte die Maintenon, die dadurch an Einfluß zu verlieren fürchtete, auf sie eifersüchtig. Die „Zott“ bestimmte den König, seine Bastarde mit den Kindern der Herzogin zu verheiraten. So verlor diese ihren Sohn an eine Tochter der Montespan; nur mit Müh' und Not gelang es ihr, die eigne vor demselben „Affront“ zu bewahren.

Recht bezeichnend für Liselott' ist das Urteil der Frau von Monaco über sie. Nach vergeblichen Versuchen, die Sittenstrenge in den Schmutz herabzuziehen, „sagte sie oft, sie wisse nicht, von welcher Natur ich wäre, nichts nach Weibern und Mannsleuten zu fragen. Die deutsche Nation müßte kälter sein, als alle andern“. (214.) Und mit den meisten Weibern verglichen war die Herzogin in der That eine kalte, nichts weniger als sinnliche Natur. Sie weiß es ihrem Manne dank, daß er sich ihr entfremdet hat; „denn ich habe das Handwerk, Kinder zu bekommen, gar nicht geliebt.“ (100.) Ebenso sind ihr die „Divertissements“, das Hazardspiel, Tanz, Maskerade u. dgl. m. zuwider. Nur auf die Jagd geht sie gern und lieber ins Theater, als in die Kirche. Denn „Salus, Predigt und Messe mögen wohl gut für jene Welt sein, in dieser aber sind sie bitter langweilig. Wenn man durch wenig Freude und große Tribulationen den Himmel verdienen kann, werde ich schon genug verdient haben, eine große Heilige zu werden. . . Wenn es wahr ist, wie das Geschrei geht, so wird bald die Langweil noch viel ärger werden; denn man sagt, man wird alle Opern und Komödien abschaffen. . . . Was am widerlichsten scheint, ist, daß man sich an solche unschuldige Sachen hängt und die verbietet, da doch alle abscheuliche Laster jetzt im Schwung gehen, als Mord durch Gift, Meuchelmorde und abscheuliche Sodomie, wo niemand gegen spricht, und alle Prediger predigen nur gegen die armen Komödien, so niemandem Schaden thun und worinnen man die Laster gestraft und die Tugend belohnt sieht. Das ärgert mich erschrecklich.“ (107.) „Nichts ist seltener in Frankreich, als der christliche Glaube. Ich weiß nicht, ob etliche Leute ihre Laster noch für Sünde halten; allein für eine Schande wird kein Laster mehr gehalten.“ (197.) Auf diesen Auszug aus den Briefen Liselottes muß sich mein Referat fürs „Protestantenblatt“ beschränken. Denn näher auf sie einzugehen, verbietet sich, leider, durch den Cynismus der Sprache gerade an den Stellen, die für die Zustände am Hofe Ludwigs XIV. die bezeichnendsten sind. Manche Leser, noch gewisser viele Leserinnen, mögen an ihnen Anstoß nehmen; aber alle — und deshalb empfehlen wir das Buch — werden, wenn sie dem Ort und der Zeit Rechnung tragen, dem Urteil des Herausgebers der Briefe zustimmen, daß wir auf Liselotte, auf die am sittenlosesten katholischen Hof einsam und ehrbar gebliebene deutsche und evangelische Fürstentochter, stolz sein können.

G. Dreydorff.

gelien kam bei der Taufe im Jordan der heilige Geist auf Jesus herab „wie", d. h. „in Gestalt" (Luk. 3, 22) einer Taube, und von da an ist Jesus der Messias; dieser Tag ist sein geistiger Geburtstag, wie die himmlische Stimme sagt: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt."*) Wir lassen es dahingestellt, ob die Erzählung von der Taufe einen geschichtlichen Vorgang schildert, ob ein inneres Erlebnis Jesu zu einem äußeren Ereignis ausgestaltet wurde, oder ob wir darin einen der beiden Mythen vor uns haben, durch welche man den Gedanken von der Göttlichkeit Jesu zum Ausdruck bringen wollte,**) und fragen nur, wie kam man dazu, sich den heiligen Geist in Gestalt einer Taube vorzustellen? Die Erzählung des Protevangeliums Jakobi 9, daß, als die Freier der Maria um sie warben, aus dem von Joseph gehaltenen Stab eine Taube hervorgekommen und ihm auf den Kopf geflogen sei, nützt uns als bloße Dublette des zu erklärenden Vorgangs nichts. Man hat nun darauf hingewiesen, daß die Taube, der heilige Vogel der Astarte-Aphrodite, den Semiten als göttliche Botin geläufig sei und daß dieser Vogel (wie auch andere) gern in Kunstwerken dargestellt wird, wie er auf Kopf oder Schulter der betreffenden Gottheit sitzt. Aber in der Taufgeschichte ist eben die Taube nicht bloß Botin, sondern sie ist der göttliche Geist selbst, der sich auf Jesum herabsenkt, bezw. in ihn eingeht, wie es auch die alten Christen immer aufgefaßt haben. Daher steht der hier vorliegenden Vorstellung schon näher z. B. die von Herodot (2, 55) berichtete Sage, wonach die Orakel in Dodona und in der Ammonsoase auf Befehl je einer redenden Taube gegründet worden seien. Dieser und ähnlichen Sagen liegt aber die indogermanische Vorstellung von der Vogelgestalt der Seele zu Grund. Auch dies ist eines der zahlreichen Elemente griechischen Volksglaubens, das durch den mächtigen Einfluß der homerischen Sänger zurückgedrängt, aber keineswegs vernichtet wurde. Selbst bei Homer finden sich Rudimente dieses Glaubens: „zwitschernd" enteilen mehrfach (Il. 2, 314; 23, 101; Od. 24, 5 f.) die Seelen zum Hades. Besonders die Seelen der Heroen dachte man sich gern in Vogelgestalt. In hellenistischer Zeit bricht dieser Gedanke wieder besonders stark hervor: beim Tode Alexanders erscheint (als Verkörperung seiner Seele) ein Adler, und einen solchen ließ man auch beim Leichenbegängnis der römischen Kaiser aus dem brennenden Scheiterhaufen auffliegen. Ja auch von dem wunderlichen Heiligen Peregrinus Proteus weiß der Spötter Lucian zu erzählen, daß, als er sich auf den Scheiterhaufen stürzte, aus der Flamme ein Geier aufflog und mit menschlicher Stimme rief: „Die Erde habe ich verlassen; ich gehe in den Olymp." Daß der Seelenvogel auch in den christlichen Vorstellungskreis überging, beweisen die Kunstdenkmäler der Katakomben und die Äußerungen christlicher Schriftsteller. Tertullian (c. Gnost. scorp. 15) spricht von „simplices animae et solummodo columbae" und auf Grabschriften werden die Seelen kleiner Kinder als „Täubchen" (palumbuli) bezeichnet und Namen der Verstorbenen unter Vogelbilder gesetzt. Auch in den Märtyrerlegenden fehlt die Taube nicht: in ihrer Gestalt schwingt sich der Geist der heiligen Eulalia (u. a.) zum Himmel auf; und auch zu beiden Seiten des Kreuzes oder des sog. Monogrammes Christi sehen wir Seelenvögel sitzen. Dies ist also, wenn ich so sagen darf, der religionsgeschichtliche Ort, wohin auch die Taubengestalt des heiligen Geistes gehört, die damit als hellenischem Volksglauben entstammend erwiesen ist.***)

Die zweite sichtbare Form des heiligen Geistes ist der Nimbus. In dem bei Matthäus und Lukas dem Johannes in den Mund gelegten Wort, daß der nach ihm kommende Messias „mit heiligem Geist und mit Feuer" taufen werde, haben wir noch eine Andeutung, daß man sich den heiligen Geist auch feurig vorstellte, und die christliche Sekte der Karpokratianer pflegte den Täuflingen auf der Rückseite des rechten Ohres ein Kreuz einzubrennen. Man hat bei dieser Vorstellung des Geistes als Feuer auch wieder an die heraklitisch-stoische Philosophie und die weitverbreitete Vorstellung des alles durchdringenden feurigen Geist-Äthers gedacht. Ich glaube aber, daß wir auch hier die Anknüpfungspunkte wieder mehr in der Volksreligion als in der Philosophie suchen müssen. Ganz deutlich spricht ja die an das Johanneswort anknüpfende Schilderung der Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfest (Act. 1, 4 f.; 2, 1 ff.), wo dieser in sich teilenden Feuerzungen auf die Jünger herabkommt. Daß Göttlichkeit oder Berufung zu hohen Dingen durch einen Lichtglanz um das Haupt angedeutet wird, kommt in antiken Sagen nicht selten vor. So erkennt man an einem feurigen Scheine, der das Haar des schlafenden Knaben umspielt, die künftige Größe des von niedriger Herkunft stammenden Königs Servius Tullius (Liv. 1, 39; Ovid, Fast. 6, 635 f.); und als in dem brennenden Troja alles verloren scheint, sieht man auf dem Scheitel des jungen Julus, des Sohnes des Aeneas, eine spitzige Flamme, die ihn als Träger der künftigen Geschicke bezeichnet (Virg. Aen. II 681 ff.). Den neugeborenen Heiland Asklepios verkündet dem Hirten Aresthanas ein von dem ausgesetzten Kind ausgehender Lichtglanz (Paus. II 26, 5) und in den flatternden Haaren der Mänaden, die auf dem Kithaeron in wildem Rasen den Gott Dionysos feiern, spielt ein Feuer, das sie doch nicht verbrennt (Eur. Bach. 757 f.). Endlich ziert seit Alexander dem Großen die Strahlenkrone, der offizielle Nimbus, nicht selten Herrscher, namentlich die syrischen Könige wie Antiochus IV., den „erschienenen Gott", und seit Nero die römischen Kaiser auf ihren bildlichen Darstellungen, namentlich auf den Münzen. Daß diese Andeutung der Göttlichkeit als „Heiligenschein" auch in die christliche Kunst überging, ist allbekannt. Auch sie geht auf griechischen Volksglauben zurück und ihr eigentlicher Sinn ist, daß dies Licht den Menschen, auf dem es ruht, als von einem Gott ergriffen bezeichnet. W. Nestle.

*) Dies die ursprüngliche Lesart bei Lukas.
**) Der andere ist die Geburtsgeschichte: s. u.
***) S. G. Weicker. Der Seelenvogel. 1902. S. 20 ff.

Die theologische Wissenschaft und die Kirche.*)

Über die auf der letzten Brandenburgischen Provinzialsynode behandelte Frage nach dem Verhältnis der theologischen Wissenschaft zur evangelischen Kirche spricht sich in vorliegender Schrift ein Anhänger der positiven Union im Sinne Stöckers in gewandter und vornehmer Sprache aus. Bei uns Liberalen sind diese Dinge in dem Leben bedeutender Freunde oft hervorgetreten. Es sind genau 25 Jahre her, daß diese Frage seitens des Evangelischen Oberkirchenrats in einem für die moderne Theologie ungünstigen Sinne entschieden wurde. Die oberste kirchliche Behörde Preußens hielt sich berechtigt, in dem Fall Hoßbach den mutigen Bekenner des einfachen, wunderlosen Evangeliums Jesu wegen seiner Abweichung vom kirchlichen Bekenntnis von der Kanzel der Jacobikirche auszuschließen, während er doch für die Andreaskirche und später die Neue Kirche für geeignet erachtet wurde. Es kam damit für das Verhältnis der Geistlichen zur theologischen Wissenschaft eine Anschauung zur Herrschaft, nach welcher die liberalen, am ethischen Gehalt des Evangeliums festhaltenden Geistlichen für Prediger zweiter Klasse galten und nur der Gnade der kirchlichen Behörden in Hoffnung auf Besserung ihr Amt verdankten. Es ist unvergessen, daß damals genau vor 25 Jahren ein junger Geistlicher der Provinz Brandenburg dem Oberkirchenrat rundweg das Recht absprach, objektive Normen für die geistliche Predigtwirksamkeit aufzustellen und wegen Leugnung der Wunder, der Autorität der heiligen Schrift und der Wirkung des Gebets abgesetzt wurde. Sein kühner und vertrauensvoller Appell an die Gemeinden der deutschen Reichshauptstadt, ihm auf dem Wege freier Gemeindebildung zu folgen, scheiterte an der Indolenz der Bürgerschaft und die Anlehnung an den landeskirchlichen Verband blieb eine Grundvoraussetzung reformerischen Wirkens,

*) Von Georg Lasson. P. von Bartholomaeus in Berlin. Trowitzsch & Sohn. 31 S.

für das uns Männer wie Schmeidler, C. Schwarz, Frickhöffer, Holsten, um nur die Toten zu nennen, vorbildlich wurden.

Nach 25 Jahren schweren Kampfes haben die liberalen Vertreter der theologischen Wissenschaft sich zwar das Recht der Existenz erstritten, aber eine prinzipielle Anerkennung ihres Standpunktes bei den gegnerischen Parteien nicht erreicht. Auch der Verfasser der vorliegenden Schrift will die Freisinnigen nur für die praktischen Zwecke mitarbeiten lassen. „Wenn die modernen Theologen und ihre Anhänger nur ihren Intellektualismus draußen lassen", heißt es S. 19, „und sich der Thatsache anbequemen wollen, daß unsere Kirche ihr inneres Leben auch heute noch aus der Predigt der alten Glaubenswahrheiten schöpft und weitergiebt, wir würden sie wie in der Arbeit zur Förderung der Erkenntnis, so in der Thätigkeit zur Pflege des kirchlichen Sinnes und Lebens gern als Genossen willkommen heißen." Da wird doch gefordert, daß die liberalen Geistlichen ihre Vernunfterkenntnis und den kritischen Verstand zur Erforschung der ewigen Wahrheiten verleugnen und der weltlichen Wissenschaft überlassen sollen. Nimmermehr werden sie sich das Recht nehmen lassen, nach Pauli Wort Christum als ihre einzige Grundlage zu betrachten und die Dogmen über ihn als Holz, Stren und Stoppeln dem kritischen Feuer zu überlassen. Die alten biblischen Glaubenswahrheiten können nur im neuen Gewande einer verständlichen Sprache des 20. Jahrhunderts verkündigt werden. Damit treten sie auch nicht „als Prediger eines neuen Evangeliums" auf, sondern befreien gerade die echte Lehre Christi und sein unvergängliches Wort von dem zeitlichen Gewande der orientalischen Weltanschauung. Wenn aber die Freunde Lassons jedes praktische Zusammenwirken mit den Jüngern des Meisters Jesus von der Verleugnung ihres Bekenntnisses abhängig machen, dann werden sie diese Verleugnung der Bruderpflicht zu ertragen wissen und sich damit trösten, daß der Segen des Meisters nur denen gilt, die Werke der Barmherzigkeit gethan haben.

Im praktischen Teile seiner Schrift entwickelt der Verfasser nun einen ganz einseitigen Standpunkt, indem er die kirchliche Instanz des Generalsynodalvorstandes bei Professoren-Ernennungen zur Ausgleichung des Einflusses der Konsistorien verwendet wissen will. Es sei nicht unwahrscheinlich, daß im Laufe dieses Jahrzehnts unsere Konsistorien „verritschleten" und neue Männer, wie etwa der gemaßregelte Reicke, den Schwerpunkt immer weiter nach links verlegten. Da soll nun der alte Glauben in den Gemeinden zur Geisterschlacht gegen den Unglauben aufgerufen werden, um die Gläubigen vor Vergewaltigung zu schützen. Uns scheint nur die Fanatisierung der Massen zum Kampf gegen den Liberalismus das traurigste Erbteil der Kirche des 19. Jahrhunderts mit ihren Synodalbildungen. So lange sich nicht in den Gemeinden selbst ein freierer Geist regt, erwarten wir auch von den Konsistorien keinen Fortschritt. Wir freuen uns, daß der Verfasser am Schluß offen bekennt, er wolle den jüngeren Theologen die kirchliche Anschauung nicht als Joch aufzwingen, sonst würden sie überhaupt keine Geistlichen bekommen. Wenn nun Lasson meint, daß die Erfahrung des praktischen Amts, die Bemühung, im Leben der That dem Herrn Jesus nachzufolgen, die Mängel der Erkenntnis ergänzen werde, so glauben wir umgekehrt, daß die praktischen Lebenserfahrungen im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität die Ehrlicheren unter den jüngeren Geistlichen bald zur Erkenntnis bringen werden, daß das heutige Geschlecht von den Geistlichen in der Kirche nur Wahrheit verlangt, der die Verheißung des Erfolgs gegeben ist. Scharen wir uns um die großen Meister unseres Protestanten-Vereins, die in schwerer Lebensarbeit die großen Probleme der Kirchenpolitik gelöst haben, und es wird sich an uns erfüllen, was einst Elisa, der Prophet, seinem Knaben zur Ermutigung zurief: Fürchte dich nicht, denn derer, die mit uns sind, sind mehr als derer, die wider uns sind.

O. Friese.

Beten und moderner Mensch sein.*)

Aufrichtig dankbar bin ich dem Rezensenten**) meines kleinen Buches, daß er mir Gelegenheit giebt, einige Gedanken auszusprechen, die mir für die Weiterentwicklung der Theologie wichtig erscheinen.

Man ist in manchen Kreisen noch immer der Ansicht, die Wissenschaftlichkeit beginne erst mit dem Kalkül, mit der reinen Gedankenarbeit. Seit Bako gehört zur Wissenschaft in erster Linie das, was sich jederzeit durch unmittelbare Erfahrung oder durch ein Experiment nachprüfen läßt; erst in zweiter Linie das, was durch mehrere glaubwürdige Zeugen belegt ist. Darum ist z. B. die Astronomie eine strengere Wissenschaft, als die Geschichte. In jener giebt es fast nur Thatsachen, in letzterer wird es stets auch Ansichten und Neigungen geben. Mit diesen beiden Grundsätzen muß auch in der Theologie voller Ernst gemacht werden. Daß ich dies anstrebe, mag daran liegen, daß ich Naturwissenschaftler war, ehe ich Theolog geworden bin. Wollte ich damals wissen, was ein Seestern sei, so untersuchte ich einen, nötigenfalls mit dem Mikroskope. Will ich nun als Theolog wissen, was beten sei, so bete ich. Ich mache das Experiment, nicht einmal, sondern tausendmal. Dann erst forsche ich nach glaubwürdigen Zeugen, vor allem in unserer wichtigsten Quelle, in der Bibel. Anekdoten lehne ich mit aller Entschiedenheit ab. Ich teile in meinem Büchlein mit, wie ich das „Experiment" angestellt habe. (S. 31—42). Will ich wissen, ob es eine sympathische Wirkung der Fürbitte gebe, so versuche ich das (S. 156). Will ich wissen, ob ein Beten ohne Worte möglich sei, so versuche ich's ebenfalls (S. 55) u. s. w. Ich hoffe, daß mir die theologische Jugend auf diesem Wege folgen wird. Praktischer und gelehrter Christ darf nicht mehr als Gegensatz erscheinen. Der gelehrte Christ muß immer auch praktischer Christ sein, sonst ist seine Gelehrsamkeit Wind, „Spinnenarbeit" nach Bako, „aprioristische Träumerei" nach Kant. Die Gelehrsamkeit kann nur Erfahrungen vergleichen, verknüpfen, versöhnen, ordnen. Alle Bausteine muß die Erfahrung liefern. Es darf bei uns Theologen nicht vorkommen, daß man selbst über eine so krause Erscheinung, wie den Spiritismus, kurzweg urteilt: der widerspricht allem gesunden Denken. Wir haben die Pflicht, vorurteilslos zu prüfen, nicht einmal, sondern hundertmal, oder zu schweigen. Darum schweige ich über das „Gesunddenken", wiewohl es als „Konzentration auf den Geist" ans Beten erinnert. Ich kann's nicht erproben, weil meine Konzentration auf den Geist stets zum Beten wird.

Soviel über die wissenschaftliche Grundlage meiner Arbeit. Meine Leser werden mich nun um so besser verstehen. Und nun das Resultat. Was verlangen wir von Gott? Kein Wunder im Sinne einer widernatürlichen Erhaltung von Leibern (S. 20—23), nicht größeres Erbarmen (S. 79—81), nicht Kostbarkeiten (S. 86), nicht gutes Wetter (S. 123), sondern Geist. Die Einzelheiten dieses „Geistes" werden beim Vaterunser besprochen (S. 85—92), seine Wirkungen in einem besonderen Kapitel (S. 117—159).

Und wie wird das Gebet definiert? Ich sage, es sei nicht Selbsterbauung oder Selbstbetrug (S. 34), nicht Suggestion (S. 20, 41), sondern die Berührung des Menschengeistes mit Gottes Geiste. (S. 40—172.) Im Anschluß an Jesusworte bilde ich die Formeln: „Geist ißt Geist" oder „Geist trinkt Geist" und füge hinzu: „Nenn's Geist, Licht, Kraft, Himmel, ewiges Leben—" (S. 41). Ich kann also nicht dahin mißverstanden werden, daß ich etwa ein Fluidum meinen könnte. Wie der Geist, ins Wort gehüllt, in die Seele des Menschen hineinwächst, sage ich in der Geschichte von dem gestrandeten Kinde (S. 52, 53). Ein ganzes Kapitel muß dazu dienen, Wort und Geist zu scheiden (S. 49—95). Mir ist es bitterer Ernst mit der Vergeistigung und Verinnerlichung des Gebetes, aber ebenso bitterer Ernst, das Gebet als Realität zu begreifen. Daß hier viele Anstoß nehmen würden, habe ich

*) Beten und moderner Mensch sein, wie sich das beides zusammenreimt. Von G. Wohlfarth. Paul Waetzel, Freiburg i. B. 2 M.

**) cf. Litterarische Beilage zu Nr. 5.

meinen Freunden mündlich und schriftlich vorhergesagt. Es hat zu allen Zeiten Menschen des ersten, des zweiten und des dritten Artikels gegeben. Die Liberalen betonen meist den ersten Artikel, die Orthodoxen den zweiten, den dritten überläßt man den Sektierern und Mystikern. Alle Lehrbücher, aller Unterricht fängt mit der Schöpfung an. Der Geist wird behutsam behandelt. Macht man aber die religiöse Erfahrung zur Grundlage theologischer Wissenschaft, so rückt der Geist an die Spitze. Ohne die bewußte Berührung mit Gottes Geist findet der Mensch den wahren Gott nirgends, nicht in der Natur — das beweisen zahllose Naturwissenschaftler — nicht in Christus und der Bibel — das beweist die Mehrheit der modernen Menschen. Nur den Geist kann man überall spüren, selbst im Hungerturm oder auf dem Sterbebette, wo ich nichts mehr von der Schöpfung sehe und vielleicht auch kein Interesse mehr für sie habe. Nur die außerordentlich stiefmütterliche Behandlung des Geistes durch die Kirche hat den dritten Artikel den Schwärmern ausgeliefert und die Übertreibungen und Verzerrungen gezeitigt, die noch immer die Theologen abschrecken, dem Geiste Realität zuzuerkennen. Erst wer mit dem „Experiment", mit dem Beten solchen Ernst macht, wie ich's in meinem Büchlein fordere, wird den Geist Gottes unmittelbar empfinden und dann auch Jesum, die Bibel und die Natur mit andern Augen anschauen. Hiervon kann ich nicht um eines Haares Breite abgehen. Öfter in meinem Büchlein stelle ich ein Entweder-Oder auf. Dieses ist das wichtigste: Entweder giebt Gott dem Beter Geist, Kraft, Leben oder aller religiöse Kult ist Humbug.

Faßt man nun das Gebet so rein geistig und tief innerlich, so verlieren natürlich die Gebetsworte sehr an Bedeutung. Das bestimmt mein Urteil über die Anrede. Ich lasse keinen Zweifel darüber, daß ich selbst Gott mit „Vater" anrede oder gar keinen Namen gebrauche (S. 83, 84). Ich schreibe: „Christus spricht: Wenn ihr betet, sollt ihr also sprechen: Vater unser in den Himmeln. Davon läßt sich kein Jota hinwegdeuten. Eine andre Anrede nennt er uns nicht." (S. 83, 84.) Allerdings fahre ich dann fort: „Es ist kleinlich, zu meinen, Gott könne es als Lästerung auffassen, wenn man ihn mit anderem Namen nennt." (S. 84.) „Gott hat an sich keinen Namen. Wir Menschen brauchen ein Wort, ihn zu nennen." (S. 83.) „Sagst du Jesus, und es soll kein bloßes Zauberwort sein, auch kein gewohnheitsmäßiger Klang, so denkst du daran, daß du Jesus das innige Kindesverhältnis zu Gott dankst u. s. w." Wem das nicht klar genug scheint, der erinnere sich daran, daß ich das Experiment zur Grundlage der Wissenschaft mache. Ich habe nun sehr oft erfahren, daß andere ebenso erhörlich zu Jesus beten, wie ich zum Vater. Also kann sich Gott nicht beleidigt fühlen, und ich sage nicht zum sterbenden Stephanus: „Ja, dein Tod ist herrlich, aber dein letztes Gebet ist eine grobe Verletzung des Monotheismus und Monismus." Und ähnlich steht's auch mit dem Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast." Ich bespreche das unter dem Abschnitt „Kindergebet" und „Erziehung zum Gebet." Ich benutze gerade dieses Gebet, um zu zeigen, wie man den Kindern zum Verständnis des Sinnes verhelfen könne, eben weil hier der Sinn so schwierig ist. Ich nenne es keineswegs das beste Tischgebet, sondern „das gebräuchlichste". Und das ist es. Die modernsten Maler malen es, in den liberalsten Pfarrhäusern wird es gebetet, in jeder Schule wird es gelernt. Ich hätte ja sagen können: das ist Gotteslästerung, wenn es nicht Tausende schon ebenso andächtig gestimmt hätte, wie jedes andere Gebet. So fordere ich nur, daß man sich etwas Vernünftiges dabei denke und gebe einige Winke. Ich billige es nicht, daß man den liebevoll an die Welt sich hingebenden Gottesgeist ohne weiteres „Jesus" nenne. Ich sage nur: „man hat sich so gewöhnt." (S. 63.)

Und nun das letzte. Zu den Gebetshindernissen gehört die Arbeit. Luther hat's erfahren, ich auch. Ich sage nun nicht: alle Arbeit, sondern ganz modern: Die Überarbeit. (S. 24.) Nirgends steht geschrieben: „die Arbeit ist der Fluch der Gegenwart", sondern ganz deutlich: „Ich bin der Letzte, der ihren Segen verkennt. Aber Arbeit ist unser Knecht, und dieser Knecht will unser Herr sein, Arbeit ist beides: Segen und Fluch." (S. 25.) Ich führe Beispiele an: „Schafft Massen, sie auf den Markt zu werfen! Mag's Schund sein, wenn's nur billig ist!" Ich rede von den beschnittenen Ferien, vom ruhelosen Fabrikarbeiter und der Gesellschaftsdame. (S. 27, 29.) Doch erzähle ich auch, wie mich das Gebet zur Arbeit gestärkt hat (S. 40, 41), und wie man das Gefühl der Berührung mit Gott mit sich überall hintragen könne. (S. 70—73.) Das sind wiederum einfach aus dem Leben gegriffene Gegensätze. Bald ist unsre Seele obenauf, bald unterliegt sie. Das ist keine Frage: Man hängt viel zu sehr an dem Dogma: Jede Arbeit sei ein Segen. Es giebt ein Ideal der Arbeit. Der Elohist nennt uns Herrschaft über die Erde, der Jahvist Mitarbeit an der Schöpfung und Erforschung des von Gott Geschaffenen als göttliche Idee der Arbeit. Jesus und Paulus machen noch größeren Ernst mit der Herrschaft und der Mitarbeit an Gottes Zwecken. Als Neues aber hat Jesus die Liebe ins Ideal der Arbeit hineingetragen, die der Weg zur Herrschaft sein soll. Oder will man das Glück möglichst vieler als Ziel der Arbeit bezeichnen? Nun, man messe die moderne Arbeit an jenem oder diesem Ideal, man wird nicht leugnen können, daß sehr viele Arbeit der skrupellosen Bereicherung einzelner dient, auch wenn durch die Produkte das ganze Volk vergiftet würde, und daß Materialismus, Luxus, Mode, Gewohnheit und hohle Formen unsäglich viel ideallose Arbeit von uns fordern. Hierüber schreibe ich vielleicht einmal eine besondere Abhandlung. In meiner Schrift vom Beten konnte ich das Thema natürlich nur berühren. Hoffentlich hilft aber auch schon diese Berührung dazu, die einseitige Kulturschwärmerei etwas einzudämmen. Wohlfarth.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Babel und Bibel, dieses Thema wird vermutlich noch eine Weile die kirchliche und auch die öffentliche Presse beschäftigen und wir werden genötigt sein, unsern Lesern von Zeit zu Zeit über die Auseinandersetzungen zu berichten. Weder die Bibel, noch Babel, noch die Verbindung beider haben das öffentliche Interesse erregt, sondern die Teilnahme des Kaisers an den so bezeichneten Vorträgen und die Anerkennung, die er dem Vortragenden, Professor Friedrich Delitzsch, gezollt hat. Im Bewußtsein des Machtbesitzes hätte man auf seiten der Orthodoxie mit einigen entrüsteten und bekenntnistreuen Sätzen den Vortragenden abgethan, — wenn nicht eben jener Machtbesitz bedroht erschiene durch die Stellungnahme des Kaisers. Dazu kommt die Entrüstung der hochkonservativen und hochorthodoxen Hofkreise, besonders des weiblichen Elementes über diese Vorgänge. Alle Gegenschriften und sogenannte Widerlegungen sind erfolglos gewesen. Was für einen Anstoß dies Hineindringen dieser bis auf Einzelheiten keineswegs, uns wenigstens, neuen und unerhörten Ergebnisse der Wissenschaft in jenen Kreisen gegeben hat, darüber vermögen wir uns vermutlich kein rechtes Bild zu machen, da uns diese Veröffentlichung durchaus nicht aufregt, vielmehr dies allgemeine Bekanntwerden dieser Dinge uns nur Freude machen kann. — Nun hat man endlich auch einen — wie man meint — ebenbürtigen, aber strenggläubigen Gegenzeugen für Delitzsch gefunden in dem amerikanischen (!) Professor Hilprecht, der neulich von der Hofgesellschaft — aber ohne die Majestäten — auf eine Einladung D. Dryanders einen Vortrag gehalten hat, der nun Delitzsch überwinden soll. Er erscheint in Kürze und wir werden ihn zusammen mit dem zweiten Vortrage von Delitzsch, dessen Veröffentlichung auch noch für Februar versprochen ist, behandeln. Zunächst aber muß der Vorgang an und für sich den Anschein erwecken, als versuche man den durch Harnack und Delitzsch bedrohten Einfluß auf den Kaiser zurückzugewinnen für die Orthodoxie. Es wird uns gleichgiltig sein, ob dieser Versuch gelingt, sein Gelingen aber wird die durch die freimütige und tapfere Art unseres Kaisers gesteigerte Sympathie für seine Person bedrohen und wir dachten uns unsern Kaiser gern — nicht als kirchlich liberalen, aber als den, der durch die Weite und Freiheit seines Blickes durch die Gewährung echter protestantischer Freiheit für Katheder und Kanzel, der Zwingherrschaft der orthodoxen Minderheit über die freigesinnte Mehrheit seines deutschen Volkes ein Ende macht, ohne den Besitzstand der Orthodoxie zu vermindern, ohne ihr Existenzrecht, das wir ihr nicht nehmen wollen, zu bedrohen. Ja, wir sähen gern Deutschland an der Spitze einer weiten religiösen Los von Rom-Bewegung, nicht in dem aktuellen Sinn als gegen das geschichtliche Rom gerichtet, sondern in dem weiteren Sinne der Befreiung des Menschen zur evangelischen Freiheit. Wir haben keinen Einfluß auf jene Kreise, die hier im Dunklen oder im Hellen gegen solche Zukunft arbeiten, wir müssen abwarten, was die Zeit bringt und können's in dem Glauben an die Macht der Wahrheit, die sich durchsetzen muß und durchsetzen wird. Indessen sei denen, die da zetern um den Anstoß, den diese Vorgänge den Gläubigen gegeben haben, entgegengehalten der Anstoß, den hartnäckiges Beharren auf Menschenlehre in Dogma und Satzung

viel größeren Kreisen schon lange Zeit giebt, daß sie es sind, die tausend und abertausende von Evangelium und Kirche fernhalten, dadurch, daß sie die von Gott gegebenen Zeichen der Zeit nicht verstehen wollen.

In der Leitung des **Kaiserswerther Diakonissenhauses** tritt mit dem 1. April eine Änderung ein, indem Pastor Fliedner sein Amt als Leiter des Diakonissenhauses niederlegt und Pastor Zöllner die Leitung allein übernimmt. Um der Einheitlichkeit der Leitung willen, die sich als notwendig erwiesen hat, ist Pastor Fliedner nach Zeitungsberichten als der ältere der beiden Geistlichen freiwillig zurückgetreten.

Eine **Stilblüte** der „Kreuzzeitung" und ihrer Orthodoxie veröffentlicht der „Türmer". Sie stammt aus der Zeit des Zolltarifkampfes und lautet: „Viele treue Pastoren und ernste Kirchenbesucher werden sich in der letzten Zeit bei der sonntäglichen Fürbitte für den Reichstag schmerzliche Gedanken gemacht haben. Es liegt die Versuchung nahe zu sagen: „Ist es nicht ein Hohn, diesen Reichstag an heiliger Stätte überhaupt zu erwähnen?" Ja, wir wissen, daß manche Pastoren, von derartigen Empfindungen beherrscht, das Gebet für den Reichstag auslassen. Aber das ist unrecht — nicht nur weil es Ungehorsam gegen die kirchliche Behörde darstellt, sondern noch viel mehr, weil es einen Mangel des Glaubens an die Macht des Gebets in sich schließt. Möchten vielmehr alle, die wirklich beten können, aus dem Blick auf die schmachvollen Vorgänge im deutschen Reichstag die starke Anregung entnehmen, die Fürbitte recht ernstlich und inbrünstig zu üben und dadurch — ohne Haß und Bitterkeit — die Macht der Finsternis zu überwinden! Wenn alle gläubigen Christen sich sonntäglich zu solchem Gebet zusammenschließen, so muß das einen Erfolg erzielen." — Dazu schreibt der „Türmer": „Man glaubt eine Simplizissimus-Satyre zu lesen, so gut getroffen ist der frömmelnde Ton. Ist das nicht augenverdrehendes Pharisäertum, wie es im Buche steht? „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jener Zöllner und Sünder." Und da wundert man sich noch, daß das Volk sich von solchem Christentum mit Erbitterung abwendet:" — Dazu paßt eine Sammlung von Annoncen, die das „Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen" bringt, indem es schreibt: Christuskrämer nennt die „Lehre der zwölf Apostel" solche Leute, die mit Frömmigkeit hausieren gehen, um sich weltlichen Vorteil zu verschaffen. Folgende Annoncen finden sich allein in Nr. 1 des pietistischen Sontagsblatts „Licht und Leben" im Jahr des Heils 1903: „Gläubiger Geschäftsmann sucht 4—5000 Mark zur weiteren Ausdehnung seines flottgehenden Geschäftes gegen Pfandsicherheit zu 5 pCt. Zinsen." — „Gläubiger Christ sucht 10—15000 Mark auf prima zweite Hypothek." — „Einen christlichen, erfahrenen Huf- und Wagenschmied sucht . . . ." — „Für eine Pappenfabrik auf dem Lande wird ein junger christlich gesinnter Kaufmann gesucht." — „Christlich fleißiger treuer Küfer gesucht." (Also Fleiß und Treue muß zum „Christentum" hinzukommen, weil es nicht darin enthalten ist.) — „Gläubiger Säger (Bordeschnitter) sofort gesucht. Kost und Wohnung im Hause. Lohn pro Woche 8 Mark." — „Gläubige Lehrerin sofort gesucht für ein Rettungshaus." — „Gläubiger tüchtiger Ingenieur für Elektrotechnik und Maschinenbau, 26 Jahre alt, Absolvent des Technikums Mittweida, sucht bald Anfangsstellung." — „Gläub. jg. Mann mit schöner Handschr., 20 J. alt, militärfrei, ... sucht Stellung." — „Entsch. christl. ges. j. Kaufmann . . . . sucht auf sofort oder später Stellung." — „Gläub. Krankenpfleger . . . . . sucht Stellung." — „Für gläubigen Buchhalter und Korrespondent, unverh., 27 J. alt, der anderthalb J. in freiw. Liebesarbeit stand (Diakonie) . . . . . wird geeign. Posten gesucht." — „Eine gläub. Schwester, welche in der Irren- und Krankenpflege erfahren ist, sucht Stelle als Privatpflegerin." — Dies sind nur die auffälligsten unter derartigen Inseraten. In Nr. 2 steht dazu wieder folgende Annonce: „Ein 37jähr. durch langjähr. schwere Arbeit im Ausland erprobter gläubiger Prediger sucht baldigst eine Arbeit in der inneren oder äußeren Mission."

Eine Übersichtstabelle zum Nachweis des **Rückgangs des theologischen Studiums,** die außerdem zum Nachdenken anregen kann, giebt die „Allg. evang.-luth. Ktzg." Nr. 6. Die Zahl der Theologiestudierenden in Deutschland hat seit 1890 stetig abgenommen, wie die „Kreuzzeitung" an der Hand der Statistik nachweist. Eine Vergleichungstabelle ergiebt folgendes:

	S.-S. 1890	S.-S. 1898	S.-S. 1899	S.-S. 1900	S.-S. 1901	S.-S. 1902
Berlin	686	315	324	282	287	274
Bonn	134	76	101	86	90	88
Breslau	184	72	86	77	76	55
Erlangen	290	235	200	178	175	175
Gießen	106	59	67	68	60	67
Göttingen	245	143	143	136	120	108
Greifswald	274	249	215	183	153	133
Heidelberg	91	58	60	52	48	57
Halle	730	433	365	349	371	352
Jena	113	47	39	44	40	45
Kiel	106	60	45	63	53	50
Königsberg	185	69	76	93	100	88
Leipzig	577	319	301	296	263	247
Marburg	202	130	124	113	118	148
Rostock	54	27	39	41	32	36
Straßburg	127	71	66	84	74	77
Tübingen	432	309	343	329	320	271
Zusammen:	4536	2672	2594	2472	2380	2281

† (**Trunksuchtsbekämpfung.**) Zum neunten internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus in Bremen werden die Anhänger der verschiedensten Richtungen sowohl der Mäßigkeits-, als auch der Enthaltsamkeitsbewegung zu gegenseitigem Meinungsaustausch zusammengerufen. Aus dem reichhaltigen Programm seien noch folgende Vorträge erwähnt: Dr. Legrain-Paris, Alkoholismus und Tuberkulose. Dr. Forel-Morges, der Mensch und die Narkose. Dr. Helenius-Helsingfors, die Rolle des Alkohols im Staatshaushalt. Über Gasthausreform werden drei Redner Bericht erstatten, ein Schwede, ein Engländer und der deutsche Freiherr von Diergardt-Wojawola.

Protestantisches.

(**Sachsen-Weimar.**) Nachdem in der Januar-Versammlung der evangelisch-protestantischen Vereinigung in Weimar am 14. Januar Prof. Dr. Reinthaler einen fesselnden eineinhalbstündigen, mit köstlichem Humor gewürzten Vortrag über den bekannten Jenaer Kirchenhistoriker Prof. D. Karl von Hase gehalten, sprach in der Februarsitzung (am 11. Febr.) ebenda Pfarrer D. Woltersdorff über die Geschichte des Verhältnisses der evangelischen Kirche in Deutschland zum Staate, in dem er auf Grund umfassender Studien einen trefflichen historischen Überblick über die Entwicklung des Verhältnisses bis zu Schleiermacher gab. An die Vorträge, zu denen der Zutritt jedermann offen steht, schloß sich jedesmal eine Mitgliederversammlung an, in der praktisch-kirchliche Fragen beschlossen wurden. Die nächste Versammlung findet am 11. März statt. D. Woltersdorff wird den zweiten Teil seines Vortrags bieten. Dann wird die gewählte Kommission die von ihr aufgestellten Richtlinien, betr. das Patronatswesen, vorlegen.

Römisches.

Der Evangelische Bund veröffentlicht folgende Erklärung:

„Die Erregung, welche nach der Erklärung des Reichskanzlers betreffs Wiederzulassung der Jesuiten das ganze deutsche Volk durchzittert, veranlaßt uns, zu der Frage noch einmal öffentlich das Wort zu nehmen.

Wir haben auf den Generalversammlungen zu Stuttgart, Bochum und Darmstadt, 1890, 1894 und 1896, Resolutionen über die erneut drohende Jesuitengefahr gefaßt.

Wir haben 1890, 1893 und 1897 darauf bezügliche Eingaben an den Bundesrat, 1891 eine solche an den Reichskanzler gemacht.

Wir haben 1894 und 1902 ausführliche öffentliche Erklärungen an die evangelischen Volksgenossen erlassen.

Wir haben 1897 sämtlichen Reichstagsabgeordneten, Bundesratsmitgliedern und preußischen Staatsministern eine eingehende Denkschrift über die Jesuitenfrage überreicht.

Alle diese Vorstellungen, Erklärungen, Warnungen, Bitten sind erfolglos geblieben. Nach der Kundgebung des Reichskanzlers vom 3. Febr. d. J. sollen nunmehr die entscheidenden Schritte gethan werden, um § 2 des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 aufzuheben.

In diesem Ausblick erneuern wir vor dem deutschen Volke laut und deutlich unsere Erklärung, daß wir in der geplanten Maßregel eine schwere Gefahr für unser deutsches Volk, für seinen inneren Frieden, für die Wahrung seines geistigen und religiösen Besitzes sehen müssen. Die Geschichte des Ordens innerhalb und außerhalb Deutschlands bis auf den heutigen Tag ist eine erschütternde Warnung. Hat man den Dreißigjährigen Krieg vergessen? Nicht für unsere evangelische Kirche fürchten wir; sie ruht auf ewigem Grunde und kann im Kampfe mit dem offenen Feinde nur erstarken. Aber dem Vaterlande gilt unsere Sorge, der Ruhe in den Familien und Gemeinden, der gesunden Weiterentwicklung des staatlichen Lebens, ja im letzten Grunde der Einheit und Macht des Deutschen Reiches.

Mögen die Männer, bei denen die Entscheidung steht, bedenken, welche Verantwortung sie vor Gott und der Geschichte zu tragen haben! Es ist ein verhängnisvoller Schritt, der gethan werden soll; Gott schütze uns vor seinen letzten Folgen!"

Kassel, den 10. Februar 1903.

Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutschprotestantischen Interessen.

Graf v. Wintzigerode, Vorsitzender. Prof. D. Witte, Schriftführer.

(**Bayern.**) Ultramontanes. Nürnberg, die Stadt paritätischer Denkungsweise hat unlängst einen Fall unduldsamer Forderung erlebt. Der katholische Ortspfarrer hat gefordert, daß ein katholischer Lehrer, bloß weil er eine evangelische Frau hat, von seiner Stellung entfernt werde, was die betreffende städtische Schulbehörde verweigerte. Diesem Verlangen ist, wie der „Fränk. Kur." meldet, ein zweiter Vorstoß gefolgt. „Da zufällig zur Zeit kein Katholik unter den bürgerlichen Magistratsräten ist, so ist man leider gezwungen, in die katholische Kirchenverwaltung einen Protestanten abzuordnen. Wenn das zu ändern wäre, so wäre es geschehen. Bisher hatte man nichts gegen den protestantischen Magistratsrat einzuwenden gehabt. Als aber die Stelle nach dem Rücktritt des bisherigen wieder besetzt wurde, legte das katholische Pfarramt Einspruch ein und verlangte die Abordnung eines katholischen Magistratsrates, was ja an und für sich zu verteidigen wäre. Da aber dem Pfarramt aus den seinerzeitigen Erörterungen bekannt sein mußte, daß ein katholischer Magistratsrat nicht vorhanden ist, und es nicht wohl verlangen kann, daß sich ein evangelischer umtaufen läßt, so handelt es sich bei der Beschwerde nur um eine Demonstration, durch welche man das Stadtregiment Nürnbergs in München als unduldsam hinstellen und ihm die Rache der Abgeordnetenkammer auf den Hals jagen will. Im Zusammenhalt mit dem oben erwähnten Faktum wird dadurch bewiesen, daß man es in diesen Vorgängen mit einer ganz bestimmten Tendenz zu thun hat." Dasselbe Blatt sieht darin ein Zeichen, weil es unter den mildesten Kirchenfürsten geschähe, daß die Reaktion mit Hilfe der ultramontanen Mehrheit des Landtags und eventuell des Ministeriums beflissen sei, ihre Herrschaft in Bayern zu „stabilisieren".

Wie die Herren von Rom behandelt sein wollen zeigt ein Vorkommnis, über das das „N. sächs. Kirchenbl." berichtet: Gegen P. Segnitz-Dresden hat sich das Blatt, die ultramontane „Sächsische Volkszeitung",

allerdings durch einen ungenauen Versammlungsbericht etwas irre geführt, die Anschuldigung erlaubt, daß er wohl Wachsbilderchen aus römischen Kirchen gestohlen habe; es fügt hinzu: „Der Glaube allein macht selig". P. Segnitz hat auf diese Unverschämtheit in der gebührenden Tonart geantwortet, und das Blatt hat, studentisch ausgedrückt, nach allen Ecken und Kanten revoziert und depreziert, weil ihm mit dem Gericht gedroht wurde. Es ist dieser niedrigsten Kampfesweise gegenüber natürlich nichts anderes möglich, als das entschiedenste Vorgehen, ev. mit Hilfe der Gerichte. Aber es ist bezeichnend genug für eine Sache, wenn sie mit solchen Waffen verteidigt wird. Das Ansehen des Blattes wird vermutlich auch in besonnenen Katholikenkreisen danach bemessen werden, wenn es zur persönlichen Ehrabscheidung greifen muß, um nur seine Gegner zu treffen. — Wenn nur immer die Herren so prompt bedient würden, so würden sie sich in Acht nehmen.

Ausland.

(**Österreich.**) Die evangelische Bewegung in Österreich nimmt ihren Fortgang, auch wenn unsere Tagespresse nicht allwöchentlich davon berichtet. Bald da, bald dort, oft an Plätzen, die recht weit auseinander liegen, finden sich neue Kreise, die dem Evangelium sich zuwenden. Die Aufgaben, die die evangelische Kirche in Österreich zu erfüllen hat, sind noch immer im Wachsen begriffen. Das abgelaufene Jahr hat eine stattliche Reihe von Gotteshäusern zur Einweihung gelangen lassen, aber die wenigsten unter ihnen sind heute bereits schuldenfrei, auch die schöne Kirche von Haida in Böhmen, die im September v. J. eingeweiht worden ist, ist noch mit starker Schuld belastet, die Gemeinde bedarf noch unserer Hülfe. Jägerndorf in Österreichisch-Schlesien, hat seine Kirche im Rohbau vollendet, aber die Baumittel sind bereits völlig erschöpft. Soll der Bau ins Stocken geraten, der das Gedächtnis des Markgrafen Georg von Jägerndorf-Teschen zu erneuern bestimmt ist, jenes warmen Freundes Martin Luthers? War doch gerade das Herzogtum Jägerndorf eine der Landschaften, die sich der Reformation bereits zugewendet hat, als sie in andern Landesteilen Österreichs noch keinen Eingang gefunden hatte. Der Kirchbau von Turn darf nicht ins Stocken geraten, denn er ist das Wahrzeichen der evangelischen Bewegung im ganzen Töplitzer Thal, und eine kräftige, glaubensfreudige und überzeugungstreue Gemeinde ist es, die sich um ihn sammelt. Diese jungen Gemeinden drüben in Österreich könnten mancher unserer alten evangelischen Gemeinden zum Vorbild dienen in ihrer Rührigkeit und ihrer Opferwilligkeit. Aber gerade dann ist es an uns, bei ihren großen Aufgaben, die ihnen gestellt sind, sie nicht im Stiche zu lassen, sie bedürfen reichlicher Unterstützung und sind deren wert. Die Aufgaben, die dem Gustav Adolf-Verein gestellt sind, sie sind so ja groß und wachsen noch mit jedem Jahr. Die laufenden Fonds gestatten es nicht, die evangelische Bewegung so zu unterstützen, wie es notwendig ist, darum wendet sich der Berliner Gustav Adolf-Verein an seine Freunde mit der Bitte, mitzuhelfen für den Ausbau jener jungen Gemeinden. Gaben werden erbeten an Herrn Handelsrichter E. Gehricke, Berlin C., Prenzlauerstraße 35. Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht!

Los von Rom! Rund 80 Vikare besoldet jetzt in neuen Gemeinden das Komitee zur Förderung der evangelischen Kirche in Österreich, aber bedauerlicherweise haben im vergangenen Jahre die Geldmittel bedenklich nachgelassen zu fließen. Und doch geht die Bewegung siegreich weiter. Selbst die Spaltung der Deutschen in Schönerianer und Anhänger Wolfs hat ihr nichts geschadet; beide Parteien kämpfen auf religiösem Gebiete verbunden nebeneinander und beweisen, daß die Bewegung völlig unabhängig von der Politik geworden ist. Im ganzen traten vom 1. Januar bis 1. Juli 1902 zum Protestantismus 2513 Personen und zum Altkatholizismus 600 Personen über.

(**Siebenbürgen.**) In Hermannstadt soll, wie die „Kirchl. Blätter" mitteilen, im kommenden Herbst das Lutherfestspiel von Devrient aufgeführt werden. Den Luther spielt der auch in Deutschland bekannte Lutherdarsteller Hofrat Edward aus Darmstadt, die Käthe Frau Regierungsrat Storch, geb. Kuhlmann, in Jena, die mit Devrient noch selbst im Lutherfestspiel mitgewirkt hat. Die Erstaufführung ist für den 30. Oktober geplant.

Als Stütze der Hausfrau
und zur Mitwirkung bei der Erziehung der Kinder wird ein gebildetes junges Mädchen von guter Herkunft gesucht, dem event. gerne voller Familienanschluß zugesichert würde.
Offerten sub **C. A. J.** an die Expedition des Blattes erbeten.

Firma 1870 gegründet
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie.
Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik:
Wilhelm Emmer,
Berlin 239, Heydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Wer an **Epilepsie** (Fallsucht Krämpfen) und anderen nervösen Zuständen leidet, verlange Broschüre darüber. Erhältlich gratis und franko durch die
Schwanen-Apotheke,
Frankfurt a. M.

Bilder Fenstervorsetzer, Wandteller, Vasen, Christus-Statuen und Büsten für vornehmen Zimmerschmuck empfiehlt die Kunstanstalt von
Herm. Plenz, Berlin S, Prinzenstr. 71.
Illustr. Katalog kostenfrei.

Ein gebr. aber sehr gut erhaltenes **Harmonium** habe ganz billig zu verkaufen, evtl. zu vermieten. **A. A. Oehlmann,**
Bremen, Friesenstr. 98.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Alfred Janßen, Hamburg, bei, über „Die Schönen Gottesdienste", von Osk. Joh. Mehl. Wir empfehlen den Prospekt der freundl. Beachtung unserer Leser.

Grabeinfassungen,
complet zu verkaufen, fix und fertig zum Aufstellen.
Königliches Hüttenamt. Wasseralfingen. Vertreter allerorts gesucht.
Vertreter: **H. von Böttticher,** Hamburg V.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde** zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. **Verlag von Carl Schünemann.**

Wilh. Lobsien.
„Ich liebe Dich"
Gedichte.
Mit Buchschmuck von Th. Herrmann, Stade.
Preis eleg. gbd. Mk. 4.—.
Selige Zeit
Alte und neue Kinderlieder.
Mit Buchschmuck von Mary Freiin Knigge.
Preis hocheleg. gebd. Mk. 3.—.
Zu haben in allen Buchhandlungen.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Talare
in allen Preislagen, für guten Sitz garantierend, liefert
H. W. Feuerhahn, Schneidermstr.,
Bremen, Ansgariikirchhof 16.

Die Werkstätte des Herrn **Feuerhahn** kann ich allen Amtsbrüdern aufs beste empfehlen, aus eigener, langer Erfahrung.
Dr. O. Veeck, Pfarrer,
an St. Michaelis, Bremen.

Empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk!
Luise Kugler:
Spruchbuch
5. Auflage.
Hochelegant geb. mit Goldschnitt
Mk. 6.—.
In allen Buchhandlungen vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann
Bremen.

Wer sich für niederdeutsche Sprache, Geschichte, Landes- u. Volkskunde, Kunst u. Litteratur interessiert,
Der lasse sich Probe-Nr. der illustr. Halbmonatsschrift
„Niedersachsen"
kommen.
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Verlag von
Carl Schünemann, Bremen

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.